

Friede auf Erden!

Autor(en): **Trösch, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 52

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646270>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

viel später hat er seinem Hauptmann alles gebeichtet, hat ihm erzählt von seinen wundervollen Bündnerbergen, und wie er damals einfach gestorben wäre am Heimweh, wenn er sich nicht selbst geholfen. —

Der Hauptmann war gar nicht böse, freundlich hat er ihm auf die Schulter geklopft: „Kramer, ein braver Kerl sind Sie doch — und wenn wir erst wieder Frieden haben werden, dann verpreche ich Ihnen, ich werde Sie einmal auffuchen auf Ihrem prächtigen Fleck Erde, Sie und Ihre Frau und die Kinder, damit ich es auch kennen lerne, Ihr wunderschönes Engadin.“

Weihnachtsabend.

Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich lieb zu Haus.
Weihnachten war's; durch alle Gassen scholl
Der Kinder Jubel und des Markts Gebraus.

Und wie der Menschenstrom mich fortgespült,
Drang mir ein heiser Stimmlein in mein Ohr:
„Kauft, lieber Herr!“ Ein magres Händchen hielt
Feilbietend mir ein ärmlich Spielzeug vor.

Ich schrak empor; und beim Laternenschein
Sah ich ein bleiches Kinderangezicht;
Wes Alters und Geschlechts es mochte sein,
Erkannt ich im Vorüberstreifen nicht.

Nur von dem Treppenstein, darauf es saß,
Noch immer hört ich mühsam, wie es schien:
„Kauft, lieber Herr!“ den Ruf ohn' Unterlaß;
Doch hat wohl keiner ihm Gehör verlieh'n.

Und ich? War's Ungeschick, war es die Scham,
Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?
Eh' meine Hand zu meiner Börse kam,
Verscholl das Stimmlein hinter mir im Wind.

Doch als ich endlich war mit mir allein,
Erfasste mich die Angst im Herzen so,
Als sah' mein eigen Kind auf jenem Stein
Und schrie nach Brot, indessen ich entfloh.

Theodor Storm.



M. Steinlen: Die Gefährtin.

(Aus „Frankreich im Kriege“ von Dr. Max Müller. Verlag Dress Fühl, Zürich.)

□ □ Friede auf Erden! □ □ Von Ernst Trösch.

Ein einsamer Wanderer schritt spät durch die winterliche Allee, unter alten, mächtigen Bäumen dahin, deren Kronen dem Weltgeschehen seit anderthalb Jahrhunderten gelauscht hatten, einem Fluß entlang, in dessen Fluten die ersten Menschen dieser Gegend gebadet haben mußten, durch dessen Rauschen das Weh untergegangener Völker, das Triumphgeschrei ihrer Erben geklungen hatte.

Der Einsame hatte oft da draußen seinen Körper erfrischt und gestärkt, seine Seele gebadet und gelobt und neue Kräfte geholt für das Leben drinnen in dem dumpfen Häusermeer.

Aus der Stadt klang Glockenton herüber, zag und dumpf wie ferne Trauer. Er blieb in den grauen dichten Nebeln stecken, die den Fluß hinauf, hinunter wogten, das Münster umbrandeten, mit dem Glockenschwengel rangen wie mit einem Feind.

Heilige Nacht! Friede auf Erden!

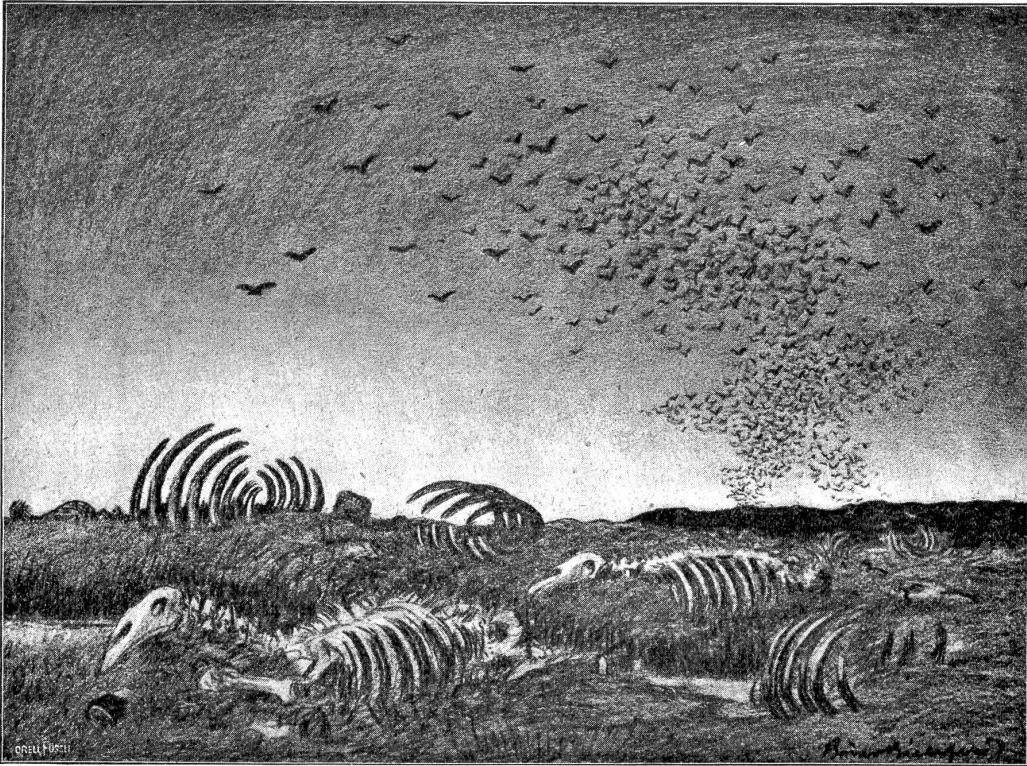
Ein Hohngelächter, grell und häßlich, schredte den Wanderer aus seinem Sinnen empor.

Kam's aus dem Rauschen des Flusses? Erscholl es in den Wipfeln der Bäume, in denen verzerrte, grinsende Spukgestalten sich zu bergen schienen? Oder stieg es aus den Tiefen seiner eigenen Seele empor?

Friede auf Erden?!

Er sah den Postboten eines kleinen fernen Dörfleins unter ein niederes Dach treten. Lichterschein und frohe singende Kinderstimmen. Und dann ein Jubeln: „Mutti, nächste Woche kommt ja der Vater auf Urlaub. Und der Bruder kommt auch bald heim!“ Und er sieht die Gestalt der Mutter niedersinken, die Kinder zu umarmen und ein heißes inbrünstiges Dankgebet zum Himmel zu senden: „Wie dank ich Dir, Vater im Himmel, daß Du sie gnädig behütet hast in der Hölle der Schlacht! Du weißt ja, wie elend, wie grenzenlos elend wir ohne Vater und Sohn sind! Du wirst sie uns auch künftig behüten, ich weiß es, und dafür will ich Dir danken, lieber Gott, danken bis zu meinem letzten Hauche . . .“

Der Bote hört es und umklammert krampfhaft die zwei Pakete, die er da abzugeben hat: Liebesgabenpakete, die vor wenig Tagen von glücklichen Kindern und einem glücklichen Weibe zur Post getragen wurden, um denen da



Bruno Bielefeldt: Das Schlachtfeld.

(Aus „Deutschland im Kriege“. Geschautes und Erlebtes von G. W. Oberlein. Verlag Drell Füssli, Zürich.)

draußen eine stille schöne Weihnachtsfreude zu bereiten. Und jetzt, jetzt sind die Pakete wieder da, und auf beiden steht geschrieben: „Unbestellbar. Auf dem Felde der Ehre gefallen.“

Vater und Sohn in derselben Schlacht!

Der Bote schleicht sich hinweg. Er möchte die zwei Pakete zermalmen, vernichten, verbergen. Er schmeißt sie in den Schnee und — hebt sie wieder auf. Es könnte sie jemand finden und arglos, leichtsinnig, gedankenlos hintragen. . . . Und dann. . . . Noch hat er den Schrei, jenen Schrei im Ohr, wie er ihn noch von keinem Tier, von keinem Menschen je vernommen, jenen Schrei einer Mutter, der er ein ähnliches Paket gebracht hatte, und die man ein paar Tage später hinausgetragen hat auf den Friedhof. . . .

Und jetzt die da! Die Mutter und die drei Kinder! Kann man so etwas fassen?

Der Bote legt seine Last in den Schnee und zündet hin auf die zwei Pakete, um sich wieder und wieder davon zu überzeugen, daß es doch wahr sei: „Unbestellbar. Auf dem Felde der Ehre gefallen!“

Er zündet und zündet. Er hat heute so Mühe, die paar Buchstaben zu enträtseln. . . . Und da ist noch ein solches Paket darunter. . . . für den Schönhofer, der seinen einzigen Buben im Felde hat. Für den Bauern, der ihm aus dem Wege geht, wenn er ihn auf den Hof zu kommen sieht. . . . ihm, dem alten treuherzigen Postboten, der keinem Wurm was zu leide täte. Fürchtet er, daß er ihm so ein Paket zurückbringen könnte, just so ein Paket wie dieses da, wenn er ihm aus dem Weg geht wie einem Feind?

Der Bote rafft sich zusammen und geht müde weiter, seinen Pflichten nach.

Da ist ein Brief für die Frau des Peter Toni. Sie erwartet den Mann von Konstanz her, wo er kürzlich mit einem Invalidenzug aus Frankreich angekommen sein soll. Der Brief scheint seine Ankunft zu melden, ist aber stark verspätet. Vielleicht ist der Mann schon da. Da wird also doch wohl ein wenig Christfreude zu finden sein. Der Toni, ein großer, starker, etwas roher Mensch, war zwar

zuweilen dem Trunke ergeben, aber geschafft hat er für zwei. Und wer weiß, vielleicht hat der Krieg ihm das Trinken abgewöhnt.

Der Bote stapft auf die Tür des Peterschen Hauses zu. Er tritt in den dunklen Flur. Aber wie er eben anklopfen will, hört er drinnen eine Stimme. . . . die Stimme des Toni. . . . „Bring mir was zu saufen!“ — er scheint noch der alte zu sein, der Toni läßt noch Schlimmeres ahnen! — Wenn man vom Felde der Ehre heimkommt. . . .!“

Die Tür öffnet sich und er sieht. . . . Um Gottes willen! Was ist das? Sieht der Toni auf dem Fußboden? oder. . . . Nein, harmherziger Gott! . . . Beide Beine fehlen ihm!

Ein Häuflein Kinder steht verschüchtert, starr, wortlos, in grenzenlosem

Jammer um den Krüppel herum. . . . „Was gafft ihr?“ schreit er sie eben an. „Im Krieg wird man nicht schöner!“

Die Frau, die in den dunklen Flur hinausgetreten ist, ohne den Postboten zu bemerken, zieht die Tür wieder hinter sich zu. Der Bote wagt es nicht, das Weib anzureden. . . . Jetzt hört er, wie sie sich schwer gegen die Wand lehnt — es war beinahe wie ein Fall — und wie ein schmerzgequältes, krampfhaft unterdrücktes Schluzen ihren Körper schüttelt. . . . einen Augenblick nur. . . . Dann hört er, wie eine Hand nach einer Türe tastet, sie öffnet; er bemerkt undeutlich, wie eine Gestalt in die Küche tritt und auf einem Schemel zusammenbricht.

Der Bote steht da, den Brief, den er hier abgeben soll, noch immer in der Hand, die er wie zum Hinreichen ausgestreckt hält. Er soll ja hier die frohe Botschaft von der Heimkehr des Vaters bringen, und er kommt zu spät, zu spät! . . . Er ist schon da!

„Kommt der Schnaps?“ schreit's jetzt drinnen. „Ich muß ihn wohl selber holen!“ —

Ein gequälter Laut dringt aus der Küche, ein schluchzendes Würgen. Dann erscheint die Frau wieder in der schwachen Türhelle, eine Flasche in der Hand. . . . Sie öffnet die gegenüberliegende Tür. . . . Ein Lichtstrahl streift einen Augenblick ihr Gesicht. Der Bote sieht, wie sie sich zu einem Lächeln zwingt, zu einem Lächeln, das dem Boten die Tränen in die Augen treibt. „Da, Vater!“ hört er sie noch sagen. Dann geht die Tür wieder zu.

Der Bote kehrt um, wankt hinaus. Seine Hand hat den Brief, den er hier hätte abgeben sollen, zusammengeknüllt. Er preßt die Fäuste vor die Augen und weint, weint, als ob er heute erst erfahren, was Schmerz heißt.

Und dann steht er wieder unter dem niederen Dach der ersten Hütte; er hört nicht mehr die frohen Kinderstimmen. Sie sind wohl schon zu Bett gegangen und träumen nun süß und lieb vom Vati und vom großen Bruder! Und das Weib, das arme, ahnungslose Weib, es fährt wohl fort, dem lieben Gott zu danken. . . .

Der Bote lehnt schwer gegen einen Pfosten. Der Jammer seines Amtes würgt ihn in seiner Kehle, brennt und fiebert in seinem Hirn.

„Bin ich ein Hund, ein Untier, ein Scheusal, daß man mir dieses Amt aufgebürdet hat? . . . Des Kaisers Dienst! . . . des Kaisers Dienst!“

Er rennt hinaus in den Schnee und in die Nacht. Und plötzlich packt er die Pakete und die ganze Post und schmeißt sie hin auf die Straße und zerstampft und zertritt sie und schreit durch die einsame Dorfgasse: „Ein Hund, ein Untier! Ich bin kein Hund! Wenn der Kaiser die Pakete bestellt haben will, so mag er's selber tun.“

Den Postboten hat seither keiner mehr gesehen.

Der einsame Wanderer ist am Flusse stehen geblieben, an den Stamm einer mächtigen Ulme gelehnt. Noch läuten die Glocken drüben in der fernen Stadt.

Friede auf Erden?

Der Einsame verhüllt sein Gesicht und weint.

== Zur heiligen Zeit. ==

(Gespenstergeschichten aus Bern.)

Zur heiligen Zeit war es, da stieg ein junger Geistlicher im Münster auf die Kanzel, um das heilige Wort zu verkünden. Andachtsvoll lauschte die Menge seinen Reden, denn es war ein neuer Geist, der aus ihnen floss, der Geist der freien Anschauung, der sich über die Schranken des bis heute Geltenden hinwegsetzte. Da wurde der Prediger plötzlich stumm. Die Knie fingen ihm an zu wanken. Seine Augen vergrößerten sich in maßlosem Schrecken und keinen Ton brachten seine blassen, trockenen Lippen mehr vor. Was war geschehen? Man führte den Mann von der Kanzel, man flößte ihm in der Sakristei stärkenden Wein ein. Darauf bestieg er wieder die Kanzelstufen. Kaum aber hatte sich sein Mund geöffnet, um die heiligen Worte weiter zu verkünden, da wurde er wieder von namenlosem Schrecken gepackt. Nur ihm ersichtlich, tauchte hinter ihm auf der Kanzel eine hohe, schwarze Gestalt auf und legte ihm mahnend, schwer, die Hand auf die Schulter. Sein Vorgänger im Amte war es, den der Tod erst kürzlich seiner Gemeinde entrißen. Hatte den Toten der Geist der neuen Weltanschauung, die von seinem Blase aus verkündet wurde, aus seiner Ruhe aufgeschreckt?

In den heiligen Tagen war es auch, vor alter Zeit, da langte nach beschwerlicher Tageswanderung ein junger Pfarrhelfer in Bern an. Und da es Abend war und er seine Reise ins Oberland erst andern Tages forssehen konnte, quartierte man ihn in das Stübchen des Münsters ein, dessen Fenster gegen die Plattform hinausschaut. Es war eine Mondnacht. Voll fiel das weiße Licht durch die Gitter des Fensters. Da, gegen Mitternacht, war dem Schlafenden, als würde draußen etwas vor sich gehen. Er erhob sich und drückte sein Gesicht an die Fenstergitter an. Und da sah er, wie vier Geistliche im Ornat ernst, gemessenen Schrittes sich unter den Bäumen der Plattform ergingen. Ininigem Abstand folgten ihnen vier Klosterschwestern. Ernste Fragen mußten es sein, die die geistlichen Herren beschäftigten, denn von Zeit zu Zeit blieben sie, heftig gestikulierend die einen, nachdenklich die Hände auf den Rücken gelegt die andern, stehen. Kein Blatt am Baume bewegte sich und kein Stein rührte sich unter dem Fuß der Dahinschreitenden. Auch kein Ton wurde laut. Aber als sie an dem Fenster des Münsters vorbeisamen, da wandte einer der Geistlichen den Kopf und gewährte den jungen Mann, der sie beobachtete. Plötzlich züchten acht Flämmchen auf. Eine bläuliche Wolke schob sich vor den Mond. Aber als die sich verzogen hatte, lag die Plattform so da, wie sie vorhin war. Der Mond überzog die

Türmchen und Spitzen des Münsters mit Silber; Silber wob sich über die Blätter der Bäume. Aber von denen, die eben hier gewandelt, redete nicht die leiseste Spur.

Weihnachtstag. Die Lichter des Weihnachtsbaumes in der Fährmannsstube am Rameserloch waren bereits abgebrannt. Da gewährte die Frau des Fährmanns einen dunkeln Schatten jenseits der Mure, der winkte mit den Armen, als wollte er den Schiffer hinüberrufen. In dieser Zeit? Zu dieser Stunde? Da vernahm man auch schon einen Ruf, drei-, viermal. Schweren Herzens band der Fährmann seinen Kahn los und fuhr hinüber. Wie er aber nach dem Gesicht dessen, der die Ueberfahrt begehrte, forschte, da sah er, daß ein dickes schwarzes Tuch seinen Kopf umhüllte. So, erklärte er ihm, würde er ihn gewiß nicht hinüberfahren. Da sprang der Geselle kurzweg in den Rachen und drückte dem Fährmann die Ruder in die Hand. Die Flut begann zu branden, als der Kahn über sie hinfuhr. Haus hohe Wellen schienen die Brücke, die Häuser einreißen zu wollen. Und das Schiff tanzte, als wollte es jeden Augenblick umstürzen, sich in den Abgrund versenken. Dem Fährmann standen die Haare zu Berg. Noch nie tat er eine solche Fahrt. Unbeweglich sah der verhüllte Mann vorn am Bug. Da warf der Fährmann einen Stod nach ihm: „Du bist an alle dem schuld!“ Was war das? Eine Flamme züchte auf. Wie nach Schwefel begann es zu riechen. Wo aber war der Mann geblieben? — Ein Lichtlein sei noch eine Zeitlang über einer hohen Welle getanzt, wußte die Frau des Fährmanns, die entsetzt vom Fenster aus zuschaute, zu erzählen. Und plötzlich sei es im Gesicht verschwunden.

Am selben Ort und zur selben Zeit sehen gewisse Personen, denen eine Fee eine besondere Sehergabe verliehen oder die unter einem außergewöhnlichen Stern geboren wurden, sieben Lichtlein über die ruhig dahinfließenden Wasser der Mure tanzen. Sie heben und senken sich abwechselnd. Sie hüpfen umeinander herum, suchen sich zu erhaschen und führen alsdann einen Reigen auf. Da holt die alte Turmuhr zum Mitternachtschlag aus, ernst warnend. Ein Zuden geht durch die Flämmchen. Jetzt ein lautes, schmerzliches Seufzen. Der zweite Schlag — und verschwunden sind die Lichter. Beguinen seien es, heißt es im Volksmund, die in jungen Jahren wider ihren Willen in das nahegelegene Kloster eingestekt worden seien. In der heiligen Zeit sei ihnen eine kurze Frist gewährt, um sich für einige Augenblicke ihrer geraubten Jugend zu erfreuen.

Die heilige Zeit ruft aber auch die Kindsmörderin an den Ort ihrer Tat, damit sie die Schreden ihres Verbrechens immer wieder inne werde. Sie erscheint alsdann beim Trauamätteli, eine weißverschleierte, junge Frau. Und weithin hört man das Schreien ihres neugeborenen Kindes, das sie, jedes Jahr von neuem, in die Fluten der Mure versenken muß.

Die heiligen Zeiten treiben aber auch so manchen, den das Heimweh sein Leben lang verfolgt, an den Ort seiner Kindheit. Lautlos öffnen sich die Türen eines alten Hauses der innern Stadt und über ihre Schwelle schreitet eine junge Bäuerin in der Tracht vergangener Jahrhunderte. Den Schwefelhut am Arm, durchwandert sie alle Räume, in denen sie ihre Kinderspiele gespielt. Vor einem alten Spiegel bleibt sie stehen und ordnet ihr Haar. „Sie ist wieder da,“ sagen die Bewohner des Hauses, und bemühen sich, ihr nicht in den Weg zu treten. Und wenn sie nochmals durch die Zimmer gegangen ist, dann schließen sich die Türen wiederum lautlos hinter ihr zu und niemand sieht sie vor den nächsten heiligen Zeiten wieder.

Ein alter Herr geht um die Weihnachts- und Neujahrszeit immer denselben Gang, den er in seinem Leben zu tun pflegte: Wenn der Mond sein Licht voll entfaltet hat, tritt er aus einem Pavillon in der Enge heraus und schreitet, den silberbeschlagenen Stod in der Hand, dem Studerstein zu — in derselben Tracht, die er in seinem